

Dreamteam fördert Gerechtigkeit

Martina Good von der Ostschweizer Fachhochschule gibt einen Einblick in das Mentoringprogramm.

Elia Fagetti



Neben der Ostschweizer Fachhochschule macht auch die Universität St. Gallen beim Projekt mit. Ob die Pädagogische Hochschule St. Gallen mitmacht, ist laut den Projektverantwortlichen noch offen. Bild: PD

In diesen ersten Septemberwochen begann fast überall gleichzeitig das neue Semester an den Universitäten und Hochschulen. So auch bei der Universität St. Gallen (HSG). Sie fängt mit dem neuen Projekt Dreamteam an. Doch die HSG ist nicht die Erste im Kanton. Im Frühling begann die Ostschweizer Fachhochschule unter der Leitung von Martina Good mit dem Projekt. Sie ist wissenschaftliche Mitarbeiterin im Institut für Soziale Arbeit im Lebensverlauf und arbeitet im Departement Soziale Arbeit an der FH. Sie erklärt den Sinn des Mentoringprogramms, woher es kommt

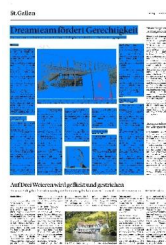
und warum es sich lohnt.

Für Martina Good begann das Projekt mit einer Anfrage, die über den Schulsozialarbeitsverband zu ihr gelangte. «Aus der Perspektive der Schulsozialarbeit existiert für dieses Angebot, der Förderung von Primarschulkindern aus sozial benachteiligten Familien, eine grosse Nachfrage», so Good.

Einfaches Konzept, grosse Wirkung

Das Konzept ist relativ simpel, dessen Wirkung aber umso effektiver. Eine Studentin oder ein Student, Mentorin oder Mentor genannt, trifft sich einmal in der Woche mit einem Primarschul-

kind aus einer sozial benachteiligten Familie, dem Mentee, und unternimmt mit diesem eine Aktivität. Es geht darum, durch spielerisches Lernen, Kindern neue Erfahrungen zu ermöglichen, damit sie neue Kompetenzen erwerben können. Selbsteinschätzung, soziales Verhalten oder Entscheidungsfähigkeit gehören dazu. Das Ziel ist es, auf die Interessen der Kinder einzugehen und von dort aus Neues zu entdecken, wo sie neue Stärken und Potenziale entfalten können. Kommt beispielsweise eines der Primarschulkinder aus einer Familie, in der Bücher nur



selten in die Hand genommen werden, dann nimmt die Mentorin oder der Mentor das Kind vielleicht mit in eine Bibliothek. Oder sie gehen mit dem Mentee vielleicht auf den Spielplatz ein Glace essen und reden über Dinge, welche die Mentees gerade beschäftigen. Für Good ganz wichtig zu betonen: «Die Mentorinnen und Mentoren sind keine Babysitter und auch keine Nachhilfepersonen.»

Das werde den Eltern auch transparent kommuniziert. «Grundsätzlich sollen die Kinder Neues kennen lernen und ihre Fähigkeiten weiterentwickeln, damit sie für ihre Zukunft profitieren», sagt Good. Für die Mentorinnen und Mentoren gibt es mehrere Möglichkeiten, Teil des Projektes zu werden. «Wir haben einerseits eine Wahlpflichtwoche angeboten, Studierende aber auch über ein Mailing über das Programm informiert. Diejenigen, die sich direkt bei uns anmelden, müssen ein Bewerbungsgespräch führen», erklärt Good das Aufnahmeverfahren für «Dreamteam». Beim Gespräch mit den Studierenden gehe es vor allem um deren Motivation. «Wir wollen wissen, mit welcher Vision sie zum Projekt kommen», sagt Good. Viele hätten selbst Ungerechtigkeiten erfahren. «Es gab einige Studentinnen, die mir sagten, dass sie auch eine Mentorin gewünscht hätten, als sie noch Kinder waren. Und es gibt solche, die gerne einen Beitrag für mehr Bildungsgerechtigkeit leisten wollen.» Die Motivation und die Grundhaltung der Studierenden sei matchentscheidend, ob sie in den Pool der

Mentorinnen und Mentoren aufgenommen werden. Für das Engagement können die Studierenden ECTS-Punkte beantragen.

Probleme werden ausdiskutiert

Damit die Mentorinnen und Mentoren befähigt werden, wie sie ihr Mentee optimal begleiten können, nehmen sie an den regelmässigen Begleittreffen bei Good teil. Darin werden unter anderem drei verpflichtende Präventionseinheiten durchgeführt zu den Themen Kindeswohl, Kinderrechte und Beziehungsgestaltung. Diese Kurse respektive Treffen zwischen den Mentorinnen und Mentoren und der wissenschaftlichen Mitarbeiterin finden während des Semesters jede zweite Woche statt. Hier können die Mentorinnen und Mentoren Themen aus den Treffen mit den Mentees einbringen. «Wenn mich beispielsweise eine Mentorin anruft und mir ein Problem schildert, dann muss ich entscheiden, ob wir das umgehend im persönlichen Gespräch zusammen ausdiskutieren, oder ob es ausreicht, dies am kommenden Begleittreffen aufzunehmen», sagt Martina Good.

Für die wissenschaftliche Mitarbeiterin selbst ist das Thema der Förderung von Primarschulkindern aus sozial benachteiligten Familien auch extrem wichtig. Teil ihrer Lehrtätigkeit an der Fachhochschule sind Unterrichtseinheiten zur Bildungsgerechtigkeit. Deswegen sei das Thema für sie auch sofort relevant gewesen, weil sie das Potenzial des Programms gesehen hat.

Das Konzept kommt aus Deutschland

Etabliert wurde das Konzept in Deutschland. Unter dem gemeinnützigen Verein «Balu und Du» startete das Vorreiterprojekt in den 2000er-Jahren. An mittlerweile über 20 Hochschulen treffen sich Mentorinnen und Mentoren mit Kindern aus sozial benachteiligten Familien. Als Partnerin von «Balu und Du» holte Educa Swiss, eine Stiftung zur Bildungsförderung, das Konzept in die Schweiz. Zusammen mit den Förderpartnerinnen Idea Helvetia, Otto Beisheim Stiftung und der Sofie und Karl Binding Stiftung wird das Projekt finanziert.

Schaut Martina Good in die Zukunft, sagt sie: «Wir sind dran, uns in den Patenschaftsprogrammen zu verbinden.» Sie nennt dabei unter anderem zwei Programme: «Rock your life» und «Mia und Max». In einem nächsten Schritt wolle man sehen, welche verschiedenen Mentoringprogramme existieren, wie diese aufeinander abgestimmt werden könnten und welche Synergien sich daraus ergeben könnten.



Martina Good, wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Ostschweizer Fachhochschule. Bild: PD